

五

FLORIAN ILLIES

*Liebe in Zeiten
des Hasses*

Chronik eines Gefühls
1929–1939

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

S. 104 f.: Erich Kästner, Ein Mann gibt Auskunft
© Atrium Verlag AG, Zürich 1930 und Thomas Kästner
S. 393 f.: © Durs Grünbein

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Gesetzt aus der Electra (1935)

von Dörlemann Satz, Lemförde
Einbandgestaltung:
KOSMOS – Visuelle Kommunikation, Münster
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2022
ISBN 978-3-7632-7365-2

Davor Seite 7

1933 Seite 189

Danach Seite 289

Bibliographie Seite 405

Dank Seite 423

Register Seite 424

DAVOR

Als der junge Jean-Paul Sartre im Frühling 1929 in der École Normale in Paris erstmals Simone de Beauvoir in die Augen blickt, da verliert er das einzige Mal in seinem Leben den Verstand. Nachdem er es ein paar Wochen später, Anfang Juni, endlich geschafft hat, sich mit ihr allein zu verabreden, erscheint sie einfach nicht. Sartre sitzt in einer Teestube in der Rue de Médicis und wartet vergeblich. Es ist wonnig warm in Paris an diesem Tag, weiße Wolken balgen sich oben am tiefblauen Himmel, er hat extra keine Krawatte umgebunden, denn er will mit ihr nach dem Tee in den nahen Jardin du Luxembourg gehen und kleine Boote fahren lassen, er hat gelesen, dass man das so macht. Als er seinen Tee schon halb ausgetrunken, fünfzehnmal auf die Uhr geguckt und seine Pfeife langwierig gestopft und angezündet hat, kommt eine junge blonde Frau auf ihn zugestürmt. Sie sei die Schwester von Simone, sagt sie, Hélène de Beauvoir, ihre Schwester könne heute leider nicht kommen, sie bedaure. Da fragt Sartre: Aber wie haben Sie mich so schnell gefunden, inmitten all dieser Menschen hier? »Simone«, erklärt sie, »hat mir gesagt, Sie seien klein, trügen Brille und seien sehr hässlich.« So beginnt also eine der seltsamsten Liebesgeschichten des zwanzigsten Jahrhunderts.

*

Am späten Nachmittag, wenn die Sonne in Berlin doch noch einmal hervorlugt unter der Wolkendecke und ihre Strahlen flach hineinschießt in die Auguststraße, dann blinzelt Mascha Kaléko und bleibt kurz stehen, genießt die Wärme auf ihrer Haut.

Um Punkt sechzehn Uhr hat sie immer Feierabend, sie rennt die Treppe runter vom Büro des »Arbeiterfürsorgeamtes der Jüdischen Organisationen«, wo sie seit fünf Jahren arbeitet, und stößt die Tür auf. Mascha Kaléko, geborene Engel, steht einfach nur da. Lässt sich erwärmen, lässt die Gedanken kreisen, hört von fern das Quietschen der Trambahnen, die Fuhrwerke der Bierkutscher auf den Straßen, die Schreie der rennenden Kinder in den Hinterhöfen hier in dem jüdischen Viertel rund um den Alexanderplatz und die der Zeitungsjungen, die lauthals die Abendausgaben anpreisen. Doch dann schließt sie auch ihre Ohren und genießt nur die weiche Wärme des Lichts. Die Sonne versinkt hinter den hohen Gebäuden rund um die Friedrichstraße, ein paar letzte Strahlen fangen sich auf der goldenen Kuppel der Synagoge in der Oranienburgerstraße, schließlich kommt die Dämmerung. Die 22-jährige Mascha Kaléko zieht es aber noch nicht nach Hause, sondern in die Cafés des Westens, ins *Romanische Café* zumeist, dort sitzt sie und debattiert, mit ihrer hellen Stimme, die so wunderbar berlinern kann. Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Ruth Landshoff, sie alle rücken ihre Stühle näher heran, wenn Mascha Kaléko kommt, sie lieben ihren braunen Wuschelkopf, ihr wissendes Lachen, ihren menschenfreundlichen Witz, der ihre braunen Augen leuchten lässt. Oft kommt später auch ihr Mann dazu ins *Romanische Café*, der stille Saul, Gelehrter durch und durch, Nickelbrille, schütteres Haar, ein spindeldürrer promovierter Journalist der *Jüdischen Rundschau*, Dozent für Hebräisch – und schwer verliebt. Er sieht die Blicke der anderen Männer auf seine ungestüme junge Frau, er sieht auch, wie seine wilde Mascha diese Blicke genießt, und dann wird der stille Saul

von Minute zu Minute noch ein bisschen stiller, und er bestellt sich einen Tee, während die anderen mit der ersten Flasche Wein beginnen. Irgendwann entschuldigt er sich höflich, setzt seinen Hut auf, nimmt seine Aktentasche, empfiehlt sich und geht nach Hause. Als Mascha irgendwann spät abends ankommt in ihrer gemeinsamen Wohnung am Hohenzollernkorso in Tempelhof, schläft er schon. Sie schaut ihn an, seine feierlichen Züge, die sich im Rhythmus des Atmens sanft heben und senken. Sie geht an den Küchentisch, nimmt sich Papier und Bleistift – und dann schreibt Mascha Kaléko ihm ein kleines Liebesgedicht, das zu den berührendsten gehört, die je geschrieben wurden: »Die anderen sind das weite Meer. Du aber bist der Hafen. So glaube mir: kannst ruhig schlafen, ich steure immer wieder her.« Sie schreibt noch dazu: »Für einen«, legt es ihm auf den Frühstücksteller und kuschelt sich zu ihm ins Bett. Sie wird morgen früh wieder um sechs Uhr lossegeln, um rechtzeitig im Büro zu sein am anderen Ende der großen Stadt. Als Saul sie hinter sich spürt, im sicheren Heimathafen, da wacht er kurz auf, seine Hand greift nach hinten und er streichelt Mascha, erleichtert.

*

Niemand hofft 1929 noch auf die Zukunft. Und niemand will an die Vergangenheit erinnert werden. Darum sind alle so hemmungslos der Gegenwart verfallen.

*

»Wer würde schon riskieren, einen Mann aus Liebe zu heiraten? Ich nicht.« Sagt Marlene Dietrich voller Überzeugung in jenem Frühjahr 1929 – und zwar auf der Bühne der Komödie am Kurfürstendamm in George Bernard Shaws Stück *Eltern und Kinder*.

Sie zieht dazu genüsslich an ihrer Zigarette, lässt die Augenlider etwas hängen und zeigt, was das ist: träge Eleganz.

Danach fährt sie nach Hause zu dem Mann, den sie nicht aus Liebe geheiratet hat, zu Rudolf Sieber. Mit ihm führt sie täglich das Stück *Eltern und Kinder* zu Hause auf. Sie nennt ihn »Papi«, er sie »Mutti«. Ihre Tochter Maria ist fünf. Das Kindermädchen Tamara schläft inzwischen im Ehebett neben Rudolf Sieber – und das erleichtert Marlene Dietrich sehr. Endlich kein schlechtes Gewissen mehr, wenn sie Nacht für Nacht um die Häuser zieht, durch die Bars und durch unbekanntes weibliches und männliches Gelände. Nach ihren Auftritten auf der Bühne oder nach den Dreharbeiten bei der UFA in Babelsberg kommt sie oft erst spätabends nach Hause, macht eine kurze Hafensrundfahrt, richtet im Entrée die Blumen in der Vase, küsst der schlafenden Maria die Stirn, zieht sich um, trinkt ein Glas Wasser, legt noch einen frischen Hauch Parfüm auf – und dann verlässt sie das Haus auf hohen Schuhen mit dem ersten warmen Wind der Nacht.

*

Klaus Mann treibt haltlos durch die zwanziger Jahre. Er ist, obwohl erst 23 Jahre alt, also ganz am Anfang, oft schon ganz am Ende. Er will geliebt werden. Doch sein Vater, der emotional hüftsteife Thomas Mann, der ihm nicht verzeihen kann, dass er seine Homosexualität so munter auslebt, während er selbst sie zeitweilig so kunstvoll unterdrücken muss, lässt seinen Sohn am ausgestreckten Arm verhungern. Einmal, 1920, da schrieb er noch, er sei »verliebt« in Klaus. Doch das lässt er diesen fortan nicht mehr merken, verordnet ihm stattdessen ein Leben im Schatten. In *Unordnung und frühes Leid* hat Thomas Mann seinen Sohn porträtiert, als »Söhnchen und Windbeutel«. Furchtbar. Manchmal ist das Leben eine reine Entziehungskur. Klaus schreibt danach

einen Brief an den Vater, klagt über seine »Verwundung« angesichts des Spotts, aber ihm fehlt der Mut, den Brief abzusenden. Sein Vatermord geschieht nur literarisch: In seiner *Kindernovelle* schildert er unverkennbar das Leben der Familie Mann in Bad Tölz – all seine Geschwister kommen vor – nur der Vater, der ist in seinem Buch leider bereits frühzeitig verschieden. Aber literarischer Mord ist natürlich auch keine Lösung für vorenthaltene Liebe. In seiner Autobiographie schreibt Klaus über Thomas Mann: »Mir war natürlich am Beifall keines Menschen wie an seinem gelegen.« Doch Thomas Mann klatscht nicht, er räuspert sich nur.

*

Pablo Picasso malt seine junge Geliebte Marie-Thérèse Walter einmal liegend, einmal stehend und einmal sitzend. Und danach das Ganze noch mal von vorn. Er hat ihr extra in der Rue de Liège 11 eine kleine Wohnung gemietet, wo er sie heimlich malen und heimlich lieben kann. Er küsst sie und eilt dann heim zu Frau und Kind. Noch merkt niemand etwas. Erst seine Bilder werden ihn später verraten. Der Pinsel ist der einzig verbliebene Zauberstab einer entzauberten Zeit.

*

Die zwanziger Jahre waren ein schreckliches Jahrzehnt für ihn. Alles war zu laut in Berlin, zu schnell, zu vergnügungssüchtig für diesen Liebhaber des Halbschattens. Er ist in die lieblosen Räume seiner Praxis in der Belle-Alliance-Straße 12 gezogen, erster Stock rechts, sein »Altersheim«, wie er es nennt. Da ist Gottfried Benn gerade einmal 43 Jahre alt. Hier kümmert er sich von acht bis achtzehn Uhr um Haut- und Geschlechtskrankheiten, aber kaum

eine Patientin verirrt sich noch zu ihm, »selten unterbricht die Klingel«, so schreibt er einer Geliebten, »meine sehr erwünschte Dämmerung«.

Abends trinkt er ein Bier und isst ein Kasseler im *Reichskanzler* um die Ecke und versucht manchmal, ein Gedicht zu schreiben. Aber so richtig gelingt es ihm nicht mehr, die Strophen haben zwar immer acht Zeilen, aber die Worte bleiben unerlöst, und kein Verlag will sie mehr drucken. Er stellt sich nachts ans Schlafzimmerfenster, löscht das Licht und hofft auf die Rückkehr der Inspiration. Er lauscht den schnulzigen Melodien aus dem Musikcafé, das hinten im Hof Stühle hat, er hört Paare von unten zu laut und zu grundlos lachen, weil sie unbedingt wollen, dass dieser Abend nicht so trist endet wie der letzte. Benn versucht, Kaffee bis zum Koffeinrausch zu trinken, schläft zwei, drei Tage nicht, nimmt Kokain, alles nur, um wieder die Urkräfte der Poesie in sich zu wecken. Doch sie bleiben versteckt. Seine Frau ist gestorben, seine Tochter hat er zu einer kinderlosen Liebschaft nach Dänemark verfrachtet, seine riesige Wohnung in der Passauer Straße musste er aufgeben, sein Bruder wurde wegen Beteiligung an einem Fememord zum Tode verurteilt. Das waren seine »Goldenen« Zwanziger. Affären hatte er immer wieder, meist mit Schauspielerinnen oder Sängerinnen, gerne Witwen, aber seine stocksteife Haltung, seine Veilchensträuße, seine militärische Vornehmheit und seine fistelige Stimme waren nicht gerade das, was die modernen Frauen im *Romanischen Café* oder in den Bars in Schöneberg oder am Kurfürstendamm in Ohnmacht fallen ließ. Er machte Verbeugungen beim Hineingehen und beim Hinausgehen, er konnte nicht anders. Es waren immer eher Stürzende, Suchende, die sich von dem Dichter im Arztkittel und seiner unerschütterlichen Melancholie ein klein wenig Trost erhofften – in Form von körperlichen und chemischen Betäubungsmitteln – und eigentlich also nur Verständnis suchten für die schilfumstan-

denen Tümpel der eigenen Verlorenheit. Ja, er hat vor dem Krieg für Furore gesorgt mit seinen expressionistischen Gedichten aus der Pathologie und aus der »Krebsbaracke«, aber das ist fünfzehn Jahre her. Jetzt redet jeder auf der Straße so beiläufig über den Tod und den Sex wie er 1913. Im Jahre 1929 also ist Dr. med. Gottfried Benn nur noch ein Mann mit Vergangenheit und hängenden Augenlidern, ein »Vorgänger«.

Als am 1. Februar in seiner Praxis das Telefon klingelt, ist Lili Breda am Apparat, seine aktuelle Geliebte, eine arbeitslose Schauspielerin, eine Stürzende auch sie, 41 Jahre alt, sterbensmüde von all ihren unerfüllten Hoffnungen an Benn und an das Leben. Sie sagt ihm, dass sie sich jetzt umbringen werde, dann schluchzt sie, leise erst, dann immer lauter, von ganz tief. Sie legt auf. Benn rennt aus der Praxis, jagt mit einem Taxi zu ihrer Wohnung, doch als er ankommt, liegt Lili Breda schon zerschmettert auf der Straße. Sie ist aus dem Schlafzimmerfenster im fünften Stock gesprungen. Die Feuerwehr legt gerade gnädig eine Decke über ihren toten Leib, den Benn noch kurz zuvor liebkost hat. Benn setzt eine Anzeige in der *BZ* auf. Organisiert die Beerdigung. Keiner der zwanzig Trauergäste sagt etwas, als sie in Stahnsdorf bei Potsdam in die kalte Erde gesenkt wird. Es ist erst halb vier, aber es dämmt schon. Benn richtet ein tröstendes Wort an Elinor Büller, Lilis beste Freundin. Dann setzt er seinen dunklen Hut auf, schlägt den Mantelkragen hoch und geht mit bleischweren Schritten durch den leichten Schnee. Er ist viel zu früh am Bahnhof, erst in einer Stunde geht der nächste Zug. Abends, allein in der leeren Praxis in Berlin, in der es nach Formaldehyd riecht und nach Aussichtslosigkeit, merkt Benn, dass er vergessen hat, wie man weint. »Natürlich«, so schreibt er an seine Vertraute Sophia Wasmuth, »natürlich starb sie an oder durch mich, wie man sagt.« Das Schluchzen am Telefon war das Letzte, was er von ihr hörte.

Am nächsten Morgen aber, nach traumloser Nacht, greift Benn zum Hörer und ruft Elinor Büller an, Lilis Freundin, der er gestern am Grab kurz die Hand gedrückt hat. Sie telefonieren lange. Sie redet, er hört zu. Dann treffen sie sich, zwei Wochen später, sie gehen in die China-Ausstellung, sie trinken einen Wein im *Café Josty*. Und dann gehen sie zu Benn und werden ein Paar. Er könne, sagt er später, »ohne das« einfach nicht leben. »Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch«, wie er einmal lakonisch gedichtet hat.

Bald überlegen sie zu heiraten, Elinor Büller zum vierten, Benn zum zweiten Mal. Sie lässt sich Visitenkarten drucken, »Elinor Benn, geborene Büller«. Sie wird sie nie benutzen dürfen. Aber immerhin bleibt sie für neun lange Jahre: Elinor Büller, Geliebte Benns. »Kindchen, lass uns nicht heiraten«, so beruhigt er sie immer wieder, die Ehe sei doch nur »eine Institution zur Lähmung des Geschlechtstriebes«. Und das könne ja nun nicht ihr Ziel sein, oder?

*

»In nicht wenigen Gebilden der Viktorianischen Zeit, keineswegs bloß englischen«, so schreibt Theodor Adorno, »wird die Gewalt des Sexus und des ihm verwandten sensuellen Moments fühlbar erst durchs Verschweigen.« Es gäbe Stellen »von so überwältigender Zärtlichkeit, wie wohl nur der sie auszudrücken vermag, dem sie versagt blieb«. Theodor Adorno, diesem genussfreudigen Sohn eines Frankfurter Weinhändlers mit überwältigendem Zärtlichkeitsbedürfnis, blieb in jener Zeit wenig versagt. Er lebte in den zwanziger Jahren als Student in Frankfurt, Wien und Berlin sehr reichhaltig, sowohl in Bezug auf seine Studienfächer, Promotion und Habilitation wie in Bezug auf seine Frauen. Dazwischen komponierte er und schrieb Musikkritiken. Der promovierten Chemi-

kerin und Unternehmertochter Margarete Karplus aus Berlin ist er besonders verfallen. Die beiden Väter hatten die Verbindung hergestellt, denn Adornos Vater lieferte aus seinem Weinbetrieb jene überflüssigen Tannine, die seinen Wein zu schwer machten, nach Berlin, um die Handschuhe, die Margarete Karplus' Vater produzierte, geschmeidiger werden zu lassen. Ist das nicht eine schöne Symbolik? Ein Leben lang wird Margarete Karplus, die später zu Gretel Adorno geworden ist, die schweren Tannine in den Gedanken ihres Gatten ein wenig geschmeidiger machen, indem sie sie hinterfragt, verbessert und mit der Schreibmaschine ins Reine bringt.

1929 aber ist das alles längst nicht so klar, obwohl sie sich im Jahr zuvor mit Adorno verlobt hat. Die hochgewachsene, schöne Frau aus einer jüdisch assimilierten Familie hat einen sehr eigenen Kopf. Sie ist eng mit Bertolt Brecht befreundet, mit László Moholy-Nagy, mit Siegfried Kracauer, mit Kurt Weill und Lotte Lenya. Und sie ist in ihrem Herzen zwischen drei Genies hin und her gerissen. Da ist auf der einen Seite Adorno, ihr Verlobter, die feste Fernbeziehung in Frankfurt am Main, aber in Berlin sind da noch Ernst Bloch und Walter Benjamin. Mit Bloch hat sie auch eine körperliche, mit Benjamin eine geistige Beziehung, und wie so oft ist es eher die zweite, die in den Briefen fast nach Liebe klingt.

*

Am 27. März 1929 stellt Cole Porter erstmals die große Frage:
»What is this thing called love?«

*

Dietrich Bonhoeffer liebt erst einmal nur Gott – und sich selbst. Als der junge, rastlose Theologiestudent aus gutem Grunewalder Hause seine erste Auslandsstelle in der evangelischen Gemeinde in Barcelona antreten soll, schreibt er vorher an den dortigen Pastor Fritz Olbricht, einen knorrigen Bayern, um zu fragen, wie er sich am besten vorbereiten könne. Und Bonhoeffer meint damit: seine Garderobe. Er habe gehört, dass das Wetter in Barcelona zwar heiß, aber wechselhaft sei. Deshalb frage er sich, welchen Anzugtyp Olbricht empfehle und welche Stoffart. Brauche er auch eine spezielle Sportkleidung für die Clubs? Und welche Anzüge und Krawatten trage man bei den abendlichen Dinners? Pastor Olbricht braucht vier Wochen, bis seine Wut über den eitlen jungen Theologen im fernen Berlin verraucht ist. Dann antwortet er Dietrich Bonhoeffer, er könne zu seinen Kleidungsproblemen leider nichts beitragen, aber es wäre auf jeden Fall hilfreich, wenn er als Pfarrer einen Talar in den Koffer packen würde.

*

Was für ein Frühjahr für Bertolt Brecht. Am Ostersonntag hat das Stück *Pioniere in Ingolstadt* seiner früheren Geliebten Marie-Luise Fleißer Premiere im Theater am Schiffbauerdamm. Ins Programm schreibt er: »Man kann an dem Stück gewisse atavistische und prähistorische Gefühlswelten studieren.« Zum Beispiel die prähistorischen Gefühlswelten des Bertolt Brecht. Im Stück nämlich erfährt das Dienstmädchen Berta, dass ihr Geliebter Korl nicht nur andere Frauen neben ihr hat, sondern darüber hinaus verheiratet ist und sogar Vater. Genau diesen Schock hat Marie-Luise Fleißer einst durch Brecht erfahren. Und so lässt sie ihre Berta klagen: »Wir haben was ausgelassen, was wichtig ist. Die Liebe haben wir ausgelassen.« Brecht jedoch schreitet kurz nach der Premiere zur nächsten Tat, da er außer der Liebe in seinem

Leben eigentlich auch sonst nichts auslassen möchte. Er heiratet am 10. April 1929 Helene Weigel, mit der er bereits einen kleinen Sohn hat. Sie sei, so sagt er, »gutartig, schroff, mutig und unbeliebt«. Man könnte also sagen: in allem das genaue Gegenteil des Gatten. Denn was macht der unmittelbar nach dem Jawort auf dem Standesamt in Charlottenburg? Er fährt zum Bahnhof, um dort die Geliebte abzuholen. Dumm nur, dass Bertolt Brecht noch immer den Strauß von der Trauung in der Hand hat, müde Osterglocken. Als er Carola Neher am Gleis am Bahnhof Zoo gesteht, dass er vor einer halben Stunde Helene Weigel geheiratet habe, was »unvermeidlich«, aber eigentlich »unbedeutend« sei, da knallt sie ihm den welken Strauß vor die Füße und rauscht wütend ab. Sie war den ganzen weiten Weg aus Davos, wo sie ihren moribunden Mann, den Dichter Klabund, gepflegt hat, bis nach Berlin gefahren, nur um zu erfahren, dass Brecht wieder geheiratet hat und schon wieder nicht sie. Und noch größer der Schock bei Elisabeth Hauptmann, Brechts engster Mitarbeiterin und engster Geliebten jenes Frühjahrs 1929: Als sie die Nachricht von der überraschenden Hochzeit hört, versucht sie, sich in ihrer Wohnung das Leben zu nehmen. Aber keine Sorge. Kaum ist sie wieder bei Gesundheit und Verstand, beginnt sie sechs Tage später ein neues Theaterstück zu schreiben und nennt es, ohne Witz: *Happy End*.

Ob Brecht bitte die Songs dafür schreiben könne, fragt sie ihn, er bekomme auch ein Drittel der Honorare. Doch dafür braucht er Hilfe von Kurt Weill, er doktert lieber gleich am Stück selbst mit herum, zusammen mit Elisabeth Hauptmann im Arbeitsurlaub in Oberbayern. Als im Juli die Proben für *Happy End* beginnen, zeigt Brecht, was er persönlich unter einem glücklichen Ende versteht: Im Stück der einen Geliebten übernimmt die andere Geliebte, Carola Neher, die Hauptrolle, da sie ja ohnehin gerade in Berlin ist, und seine Ehefrau die Nebenrolle mit der bezeich-

nenden Charakterisierung »Die Graue Frau«. Die männliche Hauptrolle spielt Theo Lingen, der neue Partner von Brechts Ex-Frau Marianne Zoff und Stiefvater seiner Tochter Hanne (ja, es ist nicht immer einfach, hier den Überblick zu behalten). Brechts sadistische Lust, all seine Frauen gleichzeitig leiden zu sehen, ist bühnenreif. Was er über die Frage der Eifersucht denke, fragt ihn die Zeitschrift *Uhu* ausgerechnet in diesen Tagen. Darauf Brecht breitbeinig: »Spießer sind heute die letzten Träger dieser einst tragischen Eigenschaft.« Schreibt es – und blickt selbstzufrieden auf den Gipsabguss des eigenen Gesichtes, den er auf seinem Schreibtisch postiert hat. Wer so um sich selbst kreist, dem droht eigentlich ein Schleudertrauma. Doch bei Brecht bedroht es nur all die anderen, die ihn beim beständigen Kreiseln zu stören wagen.

*

Die gemeinsamen Nächte mit Asja Lācis, der radikalen Kommunistin aus dem fernen Lettland, die er in Capri kennengelernt hat, enden für Walter Benjamin sehr unbefriedigend. Er will ihr, mit halb geöffneten Augen, noch halb im Schlummer, in der Morgendämmerung von seinen Träumen erzählen. Doch Asja Lācis »hörte sie ungern und unterbrach ihn, aber er erzählte sie doch«. Sie bittet ihn stattdessen, sich doch endlich scheiden zu lassen von Dora, seiner Frau. Das sei ihr einziger Traum. Dann gibt es Frühstück, die Stimmung ist wie eine müde Scheibe Roggenbrot.

*

Am 14. März besteigt Christopher Isherwood, dieser 24-jährige, frisch abgebrochene Mediziner und angebrochene Schriftsteller, den Nachmittagszug in London Richtung Dover, draußen Regen,